Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 5 (1925-1926)
Heft: 8

Artikel: Jeremias Gotthelf und die Politik
Autor: Burckhardt, Carl J.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-155765

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Frieden zu bewahren vermochte, durchaus nicht immer mit einem gerechten Spruch. „Es zeigte sich zur Genüge, daß oft weder die Sanktionen, die sie zu gewärtigen hatte, noch ihr eidlich abgegebenes Versprechen eine Partei davon abhalten konnte, sich über einen Schiedsspruch hinwegzusetzen, wenn sie ihre Interessen durch ihn für gefährdet hielt."

Den Schiedsrichtern und Obmännern stellt Usteri ein gutes Zeugnis aus; sie waren meist ihrer schweren Aufgabe gewachsen und unbestechlich.

Ohne hier noch auf die unbeabsichtigten Wirkungen der Institution der Schiedsgerichte, wie Loslösung der Eidgenossenschaft vom Deutschen Reiche, Vorbild für die Tagsatzung u. s. w. näher einzutreten, haben wir oben Licht- und Schattenseiten der damaligen Schiedsgerichtsbarkeit hervorgehoben. Letzten Endes ist eben auch hier die Wertung doch von der Grundeinstellung zu diesen Fragen beeinflußt: von mehr oder weniger Optimismus oder Pessimismus. Diese letzte Frage aber muß jeder für sich selber beantworten. „Es ist unmöglich, über den Wert der Institution der Schiedsgerichte für die alte Eidgenossenschaft und über das Maß des Erfolges, das ihnen beschieden war, ein einwandfreies, allgemeingültiges Urteil abzugeben." —

Mit diesen Zeilen habe ich die Reichhaltigkeit der besprochenen Schrift lediglich angedeutet. Wer sie vollumfänglich kennen lernen will, der muß zu ihr selbst greifen.

Jeremias Gotthelf und die Politik.

Von **Carl J. Burckhardt.**

Zu den seltenen Fällen, in welchen der Einzelne zum Maß wird einer ganzen politischen Entwicklung, gehört der Berner Dichter Jeremias Gotthelf.

Die Erhebung und Verinnerlichung, die er dem gesamten Begriff der Politik verleiht, gehört zum Wesentlichen, was männliche Besonnenheit jemals dem besinnungslosen Andrang der Tagesereignisse entgegenzustellen hatte.

Gotthelf geht durch sein Zeitalter seinen eigenen gemessenen Schritt; weder vor dem Sturm treibt er, noch strebt er ihm entgegen; unbestechlich bleibt sein Blick auf das Entscheidende gerichtet. Auf dem Grund aber seines Verhaltens herrscht die Festigkeit des Gottesgläubigen und des im Wesen seiner Volksart tief Verwurzelten. Die bernische alte Burger- und Bauernwelt, die langsamer und dichter heranwuchs als die schnellebenden, vielfältig bedrängten und gewandelten Schichten der europäischen Kapitalen, hat in Gotthelf ihren Ausdruck gefunden. Kraftvoll abgeschlossen hielt sich diese Art in christlich-germanischer Sitte, in nüchtern protestantischem Wesen, geschart um

eine städtische Obrigkeit von bedächtigem Kurs. Eindeutig und gesammelt bestand das bernische Volk in seinem vom Gebirg umfaßten Land, und die Träger seiner Art bildeten sich heran, dauerhaft, in einem Wesen, das vom ruhigen Atem uralter Zeiten erfüllt ist.

Von seinem Ursprung, seiner Heimat aus gewinnt Gotthelf, nach dem Worte Kellers, in seinen künstlerisch-schöpferischen Leistungen: „jene Tiefe und großartige Einfachheit, welche in neuester Gegenwart so nahe ist und zugleich so ursprünglich, daß sie an das maßgebende Altertum der Poesie erinnert"; seine Anschauung aber öffentlicher Vorgänge festigt sich aus der klaren, heimatlichen Voraussetzung seines Wesens und gelangt zu der Einsicht, daß es zwar einen Zeitgeist gäbe, daß man darüber aber nie den Volksgeist, den „Bernergeist" vergessen solle, ja, daß der Zeitgeist flüchtig werde und leer ohne den Bernergeist, wie denn auch dieser, wenn er den Zeitgeist vorüberwehen lasse, ohne ihn zu bestehen, sich ihm nach rechtem Gewicht und Wert zu vermischen, dumpf, schwer und endlich erstickend werden müsse. Gotthelf ist somit die große, bitterernste Wechselwirkung von Überliefern und Erneuern bewußt, und so kommt er zur Unterordnung des Guten unter das Bessere, ob das Bessere nun neu sei oder alt, zum Dienen um der Sache willen, nicht um der Politik willen.

Im Beginn der 40er Jahre soll er es aussprechen: „Wer meint, in einem Volke müsse ein beständiges reges politisches Leben sein, das sei der rechte Normalzustand, der täuscht sich übel, so übel wie der, welcher wähnte, der Mensch müsse beständig im Fieber liegen."

Und weiterhin: „Politik ist nicht das Vaterland, Politik ist nicht die Gemeinde, nicht die Familie, Politik bezieht sich weder auf die Seele noch auf Gott."

Nicht überlegenes Zuschauen hat ihn zu dieser Einsicht geführt; als ein mit den Zuständen Vertrauter, von politischer Leidenschaft unablässig Bewegter steht er da. Über das äußere Geschehen aber erhebt ihn die Ehrlichkeit eines mächtigen Gemütes, die einfache Einsicht, daß politische Kämpfe um des Menschen willen da seien, nicht der Mensch um der Politik willen, daß das Eine nottue, nicht das Viele.

Was nun bei jeder Vertiefung in Gotthelfs politisches Denken und Wirken zum eigentlichen Gegenstande werden sollte, das ist nicht das forschungsmäßig leicht Greifbare, nämlich das unmittelbare Betroffensein des Dichters durch die öffentlichen Geschehnisse seiner Tage, nicht seine flammend-zornigen Angriffe, nicht die Erbitterung der Zeitgenossen gegen den starken Wahrheitskünder, all das hat nur Bedeutung als Schatten, der zum Licht gehört: Wesentlich aber ist die Essenz seines politischen Denkens, seiner politischen Haltung, die unvergänglich lehrreiche Beurteilung öffentlicher Fragen überhaupt, sowie der Weg, der Gotthelf von einem zurückgezogenen Leben, aus der vorerst warmen Teilnahme am fortschrittlichen Geschehen, zu einer ebenso einsamen als überragenden Haltung den Zeitfragen gegenüber führte und ihn zur Abfassung des größten dichterischen Kommentars vermochte, den das soziale Problem in deutscher Sprache erfuhr.

Es lag in den gesellschaftlichen Gegebenheiten, die Gotthelf durch seine Geburt angetreten hatte, daß er den Systemwechsel seines Heimatkantons im Jahre 1831 begrüßte. Sein Verhalten deckt sich vorerst völlig mit demjenigen seiner Kreise; er teilt die seit 1749 traditionelle Einstellung des alten städtischen Burgertums gegen die regierende Klasse. Er ist deutsch gerichtet, der Mann, der später vom Grenzwall sprach, den Gott gegen die Franzosen aufgerichtet habe, gehört zu den sogenannten Göttingern, zu der bernischen Jugend, die in Göttingen studiert hatte und die deutsche Bildung im Gegensatz zu der französischen Kulturtendenz der Oberschicht festhielt.

Für diese seine Einstellung haben wir viele Zeugnisse und keines unzweideutiger als einen Brief, den er im Jänner 1831 an seinen Freund aus der Herzogenbuchseer Vikariatszeit, den Bauern und Amtsrichter, den Philosophen und Mystiker Burkhalter schrieb und in welchem es heißt:

„Wir haben ein großes Jahr erlebt: die frühere französische Revolution war aus den gleichen Ideen entstanden und kämpfte gegen das gleiche privilegierte Unrecht, aber sie kämpfte dagegen mit der physischen Kraft, darum gelang es auch physischer Kraft, sie zu unterdrücken und alten Despotismus wieder einzuführen... Diese Revolution hat hingegen die Vernunft begonnen, durchgeführt und beschlossen: darum wird sie auch beschlossen bleiben."

In der Tat hatte der revolutionäre Vorgang in Bern durch das Eingreifen der Gebildeten und das ruhige und einer alten und ruhmvollen Geschichte würdige Verhalten der Regierung eine beispiellose Milderung erfahren. Am Widerstande hatte sich keine Gewalt bilden und zur Roheit entarten können. Die gefährlichen Folgen jedoch aller raschen Befreiungen sollten sich auch hier noch zeigen:

Einmal war es ein fremdes, von außen kommendes Wesen, das sich nun hervortat, von der Peripherie kamen die Führer, erst seit zwei Generationen eingebürgerte Deutsche, oder französisch sprechende Seeländer, endlich bernischem Wesen und bernischer Geschichte völlig fremde Jurassier. Diese, die jetzt das Heft in die Hand bekamen, waren dem Unwiederbringlichen, dem schwer Faßbaren der innern historischen Tradition irgendwie entgegen. Hier, wo Bitzius ein organisches Weiterwachsen, eine Befreiung von falschen Schossen wünschte, drohte das ganze Wachstum abzureißen, der vielhundertjährige Baum Schaden an der Wurzel zu nehmen.

Bei Gotthelf trat die Enttäuschung sofort ein, und mit ihr die tiefe Sorge des feinhörigen Phantasiemenschen, der dieses leise Beben und Krachen in allen Fugen, dieses Erschüttern des Gefestigten und aller Stützen vernimmt, jenes Unheimliche, was der geringfügigste revolutionäre Vorgang gemein hat mit Erdbewegungen, die jede verderbliche Möglichkeit in sich tragen, und keiner, der ihren Anfang vernimmt, kann ihr Ende vorauswissen.

So schreibt er: „Nachdem die Vernunft, begleitet von der Mäßigkeit, den Sieg errungen, benutzen ihn die Unvernunft und die Unmäßigkeit."

Die Revolution war ohne Gewalt vollzogen worden, nach ihrem Vollzug aber regte das frisch Befreite sich bedenklich. Schon das Interregnum, die Zeit, in welcher sich die alte Regierung provisorisch erklärt, d. h. vom 23. Jänner 1831 bis zum 31. Oktober desselben Jahres, erscheint in hohem Grade besorgniserregend: Beständig drohen Raubzüge nach der Stadt und Lostrennung einzelner Landesteile. Die Lage wird aber nach der Vollendung der neuen Konstitution noch gespannter: reaktionäre Versuche lassen eine Spaltung entstehen, die nicht mehr zu überbrücken ist; ein bis in die persönlichen Verhältnisse eingreifender Haß, der alles vergiftet, Sabotage, Renitenz, Rache und Unterdrückung sind die Folge. Die 30er Jahre werden zu einer Zeit flüchtigen Überganges, scheinbar eben erst Erreichtes ist schon veraltet, die zur Macht gelangten gemäßigten Vertreter der Repräsentativdemokratie erscheinen in Kürze überholt, sie kämpfen nach links und nach rechts und untereinander. Überall wird gerüstet und gehetzt; über die Kantonsgrenzen hinaus vereinigen sich die Parteien; die Sonderkonkordate werden gebildet. Die Beraubung der Stadt Basel nach der Kantonstrennung durch eine urteilslose, schwache und einseitige Tagsatzung ist ebenso symptomatisch wie die willkürliche Aufhebung der Aargauer Klöster. Was Napoleon niedergehalten hatte, die konfessionellen Konflikte, brechen in der Schweiz wie eine alte Wunde wieder auf, die Eidgenossenschaft droht von innen zu zerfallen, dem Bürgerkrieg geht sie entgegen; dazu kommen Interventionsabsichten der Mächte; die Gefahr wird provoziert, Parteibravour und sektiererische Prinzipienhärte treiben jene Situationen, wie die jammervolle von der Berner Regierung geduldete Polenexpedition gegen Sardinien, auf die Spitze, und wenn sich im Volk, im Augenblick der Kriegsgefahr gegenüber mächtigen Feinden jenes edle und hohe Recht der Begeisterung zeigt, selbst für Hoffnungsloses ganz und unbedingt einzustehen, so ist bei den Führern mit wenig Ausnahmen, da sie mündig und verantwortlich dem Geschehen gegenüberstehen sollten, das ganze Wagnis ein frevelhaftes Spiel, übersteigerte Parteisucht und Fanatismus.

Auf allen Gebieten, von der äußeren Politik bis zu den Einzelheiten der Administration, wird experimentiert, man verspricht Vieles, kann wenig halten. Die Loslösung der Zehnten, welche die Konstitution stipulierte und welche die Landbevölkerung für das neue Regime gewonnen hatte, ließ in der Ausführung jahrelang auf sich warten; es wurde, gemessen an der Sparsamkeit der Restaurationsepoche, nun in raschester Zeit das Staatsvermögen aufgebraucht, Steuern mußten abhelfen, die Gründungen öffentlicher Anstalten überstürzten sich, hauptsächlich auf dem Gebiet des Erziehungswesens regte es sich.

Durch das Erziehungswesen kam Bitzius in direkten Kontakt mit den Fragen des Tages. Seit dem Jahre 1831 lebte er in Lützelflüh, erst als Vikar, dann als Pfarrer. Nichts entging ihm, nichts ließ er

unbemerkt; wir sagten, er sei eine tiefsoziale Natur gewesen, er war noch unmittelbarer im allerhöchsten Grade gesellig; es trieb ihn unter die Menschen, ein mächtiger Drang, an ihrem Schicksal teilzuhaben, besaß ihn; so war er Pfarrer geworden, um unter Menschen wirken zu können, so hatte er einem Freund während der Berner Studienzeit seinen fast befremdlich lebhaften Verkehr erklärt: „Ich muß mich gesellschaftlich bilden, damit ich einst, nicht in der gelehrten Welt, wohl aber in der menschlichen Gesellschaft, als ein tüchtiges Glied eingreifen, schaffen und wirken könne.“ Zum Handeln, zum Eingreifen trieb es ihn von Jugend auf, in Vorbereitung und Abwarten hatte er hintangehalten, jetzt drangen die Antriebe einer an Problemen und Irrtümern überreichen Zeit auf ihn ein. Allem war er geöffnet und soweit sein mächtiges Bewußtsein reichte, soweit gingen seine Leiden, sein Hoffen, sein Einfall und sein Zorn. Er war in seinem Dorfe isoliert, durch seinen Beruf gehemmt. Die Stadt hatte er sich durch seinen schlechten Vortrag als Prediger verscherzt; aber sie wäre auch sein Boden nicht gewesen, zweifelnder Tadel hätte ihn zu übermäßigem Widerstand getrieben. Er brauchte Raum und Freiheit für seine gewaltige Natur und vor allem Betätigung.

Die Schulreform wäre vielleicht ein befriedigendes Arbeitsgebiet für ihn geworden, die Umstände aber waren gegen ihn. Zwei Männer machten sich dieses Gebiet strittig: der Chef des Erziehungsdepartements, Regierungsrat Neuhaus, und Emanuel von Fellenberg. Diese Gegnerschaft schädigte die Tätigkeit der großen Schulkommission, der Gotthelf angehörte und in der er nicht zur Wirkung gelangte, da, wie sein Biograph Manuel schreibt, „das Mitreden jüngerer, wenn auch ganz kompetenter Sachverständiger, bei Scholarchen nicht weniger als bei andern an die „gloria obsequi“ gewöhnten Magistratspersonen leicht als Unbescheidenheit und Zudringlichkeit ausgelegt wird.“

So wurde sein mächtiger Tätigkeitstrieb überall zurückgedämmt, wurde auch das durch keinen äußeren Ehrentitel, umsomehr aber durch inneres Gewicht begründete Hervortreten seines Willens und seiner Meinung als befremdliches Vordrängen aufgefaßt. Und so kam es denn, daß er sich durch die epische Gestaltung befreite. Wenn in der deutschen Schweiz, dort, wo sie ihre vielgestaltige Eigenart bewahrt hat und nicht landfremde Färbung annahm, eine dichterische Kraft sich durchringt, so ist die Gewähr dafür vorhanden, daß diese Kraft echt, und vor allem, daß sie stark sei. Sie hat sich gegen eine Nüchternheit durchzusetzen, die nur selten eine „heilige Nüchternheit“ ist. Gotthelf steht in seiner Berner Welt als Dichter wie ein erratischer Block: da war keine künstliche Atmosphäre der Literatur vorhanden, die ihn aufnahm; unvermittelt, und als Staatsbürger, Geistlicher und Mann für jedes seiner Worte verantwortlich, mußte er vor sein eigenes Volk treten. Was aber diesen Durchbruch der Produktion zu einem der merkwürdigsten Phänomene im Gebiet von Erlebnis und Dichtung macht, das ist, daß Gotthelf, mit seiner Tatkraft abgewiesen und beiseite gestellt, nicht sich in großen Selbstgesprächen des Geistes als ein Entfremdeter, Einsamer, dem Zeit-

losen zuwendet, sondern, daß er verharrt in der mit dem ersten Atemzug angetretenen innern Zugehörigkeit zum Ganzen.

Wie Gotthelf mit seinem Buche „Der Bauernspiegel" zum ersten Male vor die Öffentlichkeit tritt, schreibt er: „Es war von mir eine Gabe auf den Altar des Vaterlandes; es war ein Versuch, unsere Zustände, unverblendet von irgend einer Parteileidenschaft oder einem Privatinteresse, klar und lebendig den Leuten vor die Augen zu stellen. Mein Verdienst besteht darin, daß ich mich dadurch, daß ich der Wahrheit Zeugnis gegeben, dem geheimen Haß und den öffentlichen Angriffen derer ausgesetzt habe, die sich dadurch beleidigt fühlten... Das ist mir aber gleichgültig, ich habe ein dickes Fell."

Ein dickes Fell hatte er zwar keineswegs, den Stößen und Hieben aber hatte er etwas entgegenzusetzen, nämlich die Gewalt, die in ihm war, und die nun erst durch den Kampf, in den er sich hineinversetzt sah, völlig geweckt, in mächtigem Strome diese Werke erfüllen sollte, die jetzt während 18 Jahren bis zum Tod ununterbrochen entstanden.

Er war sich selbst ganz klar über diesen Vorgang. So schreibt er: „In mir sprudelte eine bedeutende Tatkraft. Wo ich zugriff, mußte etwas gehen; was ich in die Hände kriegte, organisierte sich. Was mich ergriff zum Reden oder Handeln, das regierte mich. Das bedeutende Leben, das sich unwillkürlich in mir regte, laut ward, schien Vielen ein unberufenes Zudrängen, ein unbescheiden, vorlaut Wesen, und nun stellten sich mir alle die entgegen, feindlich entgegen, die glaubten, ich wolle mich vordrängen dahin, wo sie allein gehören... So wurde ich von allen Seiten gelähmt, niedergehalten, konnte nirgends mein freies Tun sprudeln lassen; konnte mich nicht einmal ordentlich ausreiten. Hätte ich alle zwei Tage einen Ritt tun können, ich hätte nie geschrieben. Begreife nun, daß ein wildes Leben in mir wogte, von dem niemand eine Ahnung hatte, und wenn einige Äußerungen los sich rangen, so nahm man sie halt als freche Worte. Dieses Leben mußte entweder sich aufzehren oder losbrechen auf irgend eine Weise. Es tat es in der Schrift."

Solche Bekenntnisse geben unmittelbaren Aufschluß darüber, warum Bitzius erst im Alter von 40 Jahren zu schreiben begann. Der künstlerische Trieb ist bei ihm nicht das Primäre; er ist nicht der Dichter, den es treibt, eigenes Ergehen zu höherer Gesetzmäßigkeit zu erheben. Diese höhere Gesetzmäßigkeit und ihre künstlerische Offenbarung wird ihm abgerungen durch das Geschick des Volksganzen. Und so heißt es in einem Brief an Burkhalter: „Auch nicht Fleiß oder Ehrgeiz machten mich zum Schriftsteller, sondern die Welt. Sie drückte so lange auf mich, bis sie mir schließlich Bücher aus dem Kopf drückte, um sie ihr an den Kopf zu werfen."

Hier löst sich die dramatische Spannung, die der Entwicklung des wahrhaft männlichen Lebens eignet.

In drängender Fülle, unaufhaltsam, im engsten Verhältnis zum Ereignis des Tages entsteht das schweizerische Epos; nicht die Weltweite braucht dieser Dichter, nicht den eisigen Überblick des Geschehens;

nein, das Nächste ruft ihn, zwingt ihn und befeuert ihn: das Unvergängliche, das Allgemeinste, das Paradigmatische zu schaffen.

Und mitten im Kampf bleibt er mit seinem Wirken. Mit dem „Bauernspiegel", mehr noch mit dem zweiten Buch, den „Leiden und Freuden eines Schulmeisters", bricht er hinein mitten in Bestehendes; gleich das zweite Buch ruft dem heftigsten Widerspruch und einem Tadel, der nicht nur von öffentlichen Kreisen, nein, selbst von Gotthelfs Verwandten leidenschaftlich geäußert wird. Staatsgefährlich wird das Werk genannt, die Bauern schimpfen über den Spion, die Amtsbrüder grüßen nicht mehr, und die Zeit ist nicht fern, wo mit Amtsentsetzung gedroht wird.

Unablässig aber setzt der Dichter allem die Arbeit entgegen.

„Uli der Knecht", „Geld und Geist", „Annebäbi Jowäger", „Der Geldstag oder die Wirtschaft nach der neuen Mode", „Jakobs des Handwerksgesellen Wanderungen durch die Schweiz", „Die Käserei in der Vehfreude", „Ankenbenz und Hunghans" und der erbitterte Roman „Zeitgeist und Bernergeist", sowie endlich der „Herr Esau" und die meisten von mehr als 60 kleineren Erzählungen sind unmittelbar in ihrer Entstehung auf den Anstoß durch öffentliche Anlässe hin zurückzuführen. Ob es sich nun um eine Anregung der Sanitätskommission handelt, vorzustoßen gegen die Quacksalberei, ob geistige Kurpfuscher im religiösen und politischen Leben ins Auge gefaßt werden, ob das Wirtshausgesetz oder die Verseuchung des Handwerkerstandes den Anstoß bilden, ob die Wirkung ein und derselben volkswirtschaftlichen Unternehmung auf verschiedene Beteiligte der Inhalt sei, immer und aus Allem läßt sich die engste Verbindung mit dem Zeitgeschehen entnehmen, und sicher ist, daß wenn man vom politischen Gesichtspunkt aus dieses Werk angeht, vorerst der polemische Charakter einem entgegentritt.

Folgendes sind in Kürze die Ereignisse Bernischer Geschichte, die den Hintergrund bilden für Gotthelfs Werk:

Die Gotthelf freundschaftlich verbundenen Brüder Schnell haben die Sphäre ihres politischen Einflusses eingebüßt. Eine Zeitlang regiert Charles Neuhaus aus Biel fast unbeschränkt, seine Haltung in der Aargauer Klosteraffäre, noch mehr seine Drohung bei Anlaß des Straußenputsches aber, haben seine eidgenössische Stellung zu einer unsichern gemacht; dem steigenden Widerstand im Kanton und im Gesamtvaterlande hält der rasch alternde und übermüdete Mann immer größere Starrheit entgegen; die Freischaren unterstützt er zuerst, möchte sie aber nachträglich bekämpfen und verhindern; wenn ihn die Konsequenz hinaufgeführt hat, so zieht ihn das Schwanken hinunter; seine Freunde und seine Kreaturen fallen von ihm ab. Die Fehde zwischen der Linken und der Rechten nimmt die rohesten Formen an, das demagogische Freischarensystem setzt ein; wirtschaftliche Versprechungen der 30er Konstitution sollen jetzt erfüllt, die Konstitution soll liberal erweitert werden, immer gehässiger, unerbittlicher wird der Kampf. Selbst das große positive Resultat, das aus all dem Streit und Hader hervorgeht, die

Gründung des Bundesstaates, kann Gotthelf nicht von der bitteren Überzeugung ablenken, daß sein Volk einem zehrenden Fieber verfallen sei, der Politik als Krankheit.

Und als Arzt dieses erkrankten Volkes fühlte er sich. Die immer wiederkehrenden Rügen jenes Übels, das er die Gesetzgebungswut nennt, betrifft Zustände greifbarster Art, die zu diesem Tadel sich verhalten wie die Form zur Münze. Das Gesetz aber beispielsweise von 1847 über Schuldenbetreibung und seine verantwortungslosen Abänderungen bekommt hier bei Gotthelf ein eigenes gesteigertes Leben, welches die ganze negativ fortwirkende Kraft demagogischer Fehltritte zu unabsehbaren Folgen hin enthüllt. So ist sein Vorschlag eines Gesetzes, welches die Minorität für alles Unglück der Majorität verantwortlich macht, zwar eine Anspielung auf die radikalen Kommentare zum Tode Karl Schnells oder die Ermordung Dr. Knebels, weit über diesen Anlaß hinaus aber erhebt sich der Dichter in derartigen Wendungen zur satyrischen Brandmarkung staatlicher Einrichtungen, die ihr Entstehen innerpolitischer Polemik verdanken. Und ebenso, wenn neben dem demagogischen Gesetzgeber das Gespenst des Beamten beschworen wird, so mag damit wohl hingedeutet sein auf Stockmars Hochverrat, auf die Beschuldigung mehrerer Regierungsbeamter im Jahre 1848, Waffen an die aufständischen Mailänder verkauft zu haben, es mag die Mißwirtschaft in den Amtshäusern von Interlaken und Pruntrut gemeint sein, oder die Schatzgeldergeschichte, der Fall des Kirchendiebes, der an der Spitze des Lauperswiler Komitees stand, oder auch jene Abstimmung in der obersten Landesbehörde über die Frage: „Ob man das Gesetz handhaben wolle oder nicht", die Äußerung des Justizdirektors: „Reglement hin — Reglement her", oder endlich die Wahl des soeben aus dem Gefängnis entlassenen Stämpfli zum Nationalratspräsidenten: aber an all dem Anlaß haftet die Gotthelf'sche Prägung nicht, und wer sich am Auffinden derartiger Zusammenhänge genügen ließe, verstünde nicht wie viel sie zwar zur Auslösung, wie unendlich wenig aber zum eigentlichen Werden der plastischen Gestalten des Dichters beitrugen.

Alle diese hohen und niederen Beamten, die Gotthelf mit Spießbürgern, Leisetretern, Schulfüchsen und Laffen aller Art gleichermaßen haßt, — wohl füllten sie die Amtshäuser und Wirtsstuben des damaligen Bern, aber wie wenig leibhaftig nehmen sie sich im wirklichen Leben aus neben den Gestalten, die der Dichter an eichene Tische und vor Bierkrüge gesetzt hat, wo sie nun für alle Ewigkeit mit Schnäuzen wie Baschkiren oder Türken, oben wie Herren, unten wie Bauern, als Volk der Schreiber tafeln.

Von allen Schädlingen der Übergangszeiten wird der Schleier gezogen; wie Bekannte der Nachkriegszeit rückt das unvergängliche Heer der Spekulanten vor uns auf. Die folgenden Sätze sind für immer gültig: „Jede bewegte Zeit zeuget eine Masse von Spekulanten, welche die Bewegung auszubeuten, im Trüben zu fischen suchen. Diese Spekulanten fordern so lange die Umwälzung, bis dieselbe ihnen in die Hand

geworfen, was ihr Herz begehrt oder ihre Person obenaufgestellt. Sie angeln nach der Menge mit Schmähungen der Vergangenheit und Gegenwart, mit Verheißungen für die Zukunft. Gutmütige Schwindler unterstützen sie mit Redensarten, und fremde Verhältnisse halb, halb unsere Verhältnisse, und etwas weniger als halb den Gang der Dinge kennend, sind sie in ihrem politischen Ungestüm der Spekulanten blinde Werkzeuge. Die Zeiten müssen sich läutern wie die Luft, und wie nach Gewitterregen Würmer und rote Schnecken sich lustig machen, so nach Gewitterregen der Zeit die Spekulanten; sie scheinen dem Frühling jeder neuen Zeit notwendig wie die fatalen Käfer jedem ordinären Frühling."

Und neben denen, die die Krisen bewirken und ausnützen, erscheinen in großen Umrissen diejenigen, die die Krisen mit dem Zauberwort der Theorie beschwören. In einfachsten, einer kühnen Naivetät nicht entbehrenden Zügen, werden die modernen Beglückungstheorien hingestellt. Vom Sozialismus heißt es, er wolle das Grobe ins Feine bringen und wolle die Vorsehung ersetzen, indem er jedem die richtige Arbeit zuteile und jede Arbeit genau richtig bezahle. Und so heißt es in „Jakobs des Handwerksgesellen Wanderungen in der Schweiz" in prophetischer Weise: „Der sogenannte Sozialismus ist nichts als ein schlecht Surrogat für Christus, und Surrogate entstehen nur, wenn das Wahre selten wird oder gar nicht zu haben ist. Ein Surrogat verdrängt das andere, keines hat Bestand. So würde der Sozialismus alsbald vom Kommunismus verschlungen, der Kommunismus von der Diktatur und dieses wechselnde Elend brächte die Armen schließlich wieder zur Religion."

Was in allen diesen bündigen Prägungen die erstaunliche Lebenswärme ausmacht, das ist das mächtige aktuelle Temperament, das wie ein Puls in ihnen hämmert. Wenn unendlich vieles im Einzelnen ungerecht und übertrieben war, wenn diese Aussprüche, wie jede „Prägung", vor dem Stoff des endlos erneuerten Lebens allzu endgültig und ausschließlich wirken, so enthalten sie doch alle dadurch das Zeichen unvergänglicher Hervorbringungen, daß sie stets und auf die verschiedensten Formen des öffentlichen Geschehens angewandt, in irgend einem wesentlichen Zug als satyrische Grundformen bezeichnend bleiben. Ihr eigenes dämonisches Leben haben diese Schilderungen, sie mögen von Zeitgenossen als gehässige Übertreibung, übellaunige Nörgelei und verzerrende Karrikatur empfunden worden sein, dem Nachgeborenen geben sie die im gerechten Zorn aus zweideutiger Wirklichkeit gepreßte Essenz.

Wenn Gotthelf die geschichtliche Wahrheit, wie sie der Augenblick enthielt, in der großen Leistung des Liberalismus in der Schweiz, dem Jahre 48, nicht zu sehen vermochte, so liegt der Grund hiezu in einer Befürchtung, die er mit den größten Geistern des deutschen Kulturkreises im Laufe des 19. Jahrhunderts gemeinsam hat und die sich gegen jede Zentralisationsbestrebung als gegen eine dem Geist der Nation entgegengesetzte Entwicklung richtet. Nirgends darf das oft kindlich reine, ja sogar von kindlicher Einfalt erfüllte Urteil des Dichters ohne den

größten Ernst und nie anders als eine Form tiefer Ahnung betrachtet werden. Wo er im Einzelnen Unrecht hat, braucht man eben die Einsicht, mit der Keller ihn betrachtete, um zu sehen, daß es sich nicht um „landläufiges" Unrecht handelt, sondern daß höchst Sinnvolles hinter diesem Unrecht umgeht. Hier muß man im Stande sein, ruhig die Tatsache hinzunehmen, daß Gotthelf auch dort, wo er Unrecht hat, dennoch weit größer ist als seine Zeitgenossen dort, wo sie Recht haben; die all seinen Äußerungen unerläßliche Wahrheit ist die subjektive.

Wenn nun als Erstes bei der Betrachtung von Gotthelfs sozialer Anteilnahme einem die aus der polemischen Sphäre entstandene Gestaltenwelt und Gedankenprägung entgegenströmt, so ist das Zweite, das uns unmittelbar vor Augen tritt, die volkserzieherische Absicht, die Gotthelf mit seinen Landsleuten Manuel und Haller gemeinsam hat.

Durch die gesamten Werke Gotthelfs geht, oft breit und lehrhaft, die Absicht, alle öffentlichen Fragen wie die Probleme der Familie und des Einzelnen auf einen innern und seelischen Gehalt zurückzuführen. Jede äußere Reglementierung kann für ihn, wie jede materielle Verbesserung, stets nur ein Notbehelf sein, solange die innere Bedingung fehlt. Wohl am deutlichsten sagt er das in „Jakobs des Handwerksgesellen Wanderungen in der Schweiz". Dort heißt es: „Es ist völlig verfehlt, dem menschlichen Elend durch äußere Umwälzungen und Maßregeln grundsätzlich abhelfen zu wollen."

Und was im Einzelnen wie im Volke für ihn das Erstrebenswerte, die eigentliche Bedingung bleibt, das ist der vom Liberalismus am tiefsten geschädigte Begriff: der Begriff der Autorität. Immer und in allen Zusammenhängen geht es Gotthelf um die Berechtigung, die Wahrung und die Sicherung dieses Grundpfeilers. In der Entwicklung zur Selbstbeherrschung im Dienste höherer Ziele liegt für ihn das Heldentum des Einzelnen, nicht in der tragisch isolierten Steigerung. Mit unbeirrbarer, naturhafter Ruhe geht er vom sozialen Grundproblem der Ehe über das Problem des Meisters oder des Schulmeisters immer wieder zum Regierungsproblem, zu dem Problem der festen Obrigkeit.

So heißt es: „Die Festigkeit, das Unerschütterliche wird am meisten Achtung einflößen; die Liebe wirkt nur da Gehorsam, wo sie von Achtung begleitet ist."

Somit, indem Gotthelf die ungeheuren Schwierigkeiten und die ganzen Vorbedingungen an Kraft, Charakter und Einsicht für die Autoritätsgewinnung im kleinsten Kreise aufzählt, läßt er die Dynamik gewahr werden, die sie in großen Verhältnissen erfordert.

Immer folgt er dem gleichen Willen, den Menschen vom Kleinen, Speziellen zum Bedeutenden, Allgemeinen heranzubilden, und auch von diesem Standpunkt aus ist er gegen das Zentralisieren: „Denn zuletzt rottet es den Staatsbürger aus."

Aus seiner völlig unphilosophischen Anlage heraus erhält sein Wille und sein unendlicher Erfahrungsreichtum einen unablässig sich gleich bleibenden Aufschwung durch die religiöse Grundeinstellung.

Aus dieser Bedingung stammt der ganze Stoff, aus dem Gotthelf gemacht ist. Denn wenn er einer erzieherischen Absicht dient, und wenn die soziale und die erzieherische Absicht seine Leistung in ihren mächtigen und unaufhaltsamen Gang setzten, so wirkt, hinter all dem und ohne jedes Bewußtwerden, ein schöpferischer Wahrheitstrieb, ein Suchen nach Gott, welches die gesamte Erscheinung, Leben und Werk, gleichermaßen bestimmt und ihnen ihre unumstößliche Festigkeit verleiht.

Der Mut und die heroische Luft von Gotthelfs gesamter Welt, ihre tapfere Bescheidenheit, ihre hohe Haltung, die keine eudaemonistischen Ziele anstrebt, sondern nur ein Ziel, die innere Bereitschaft: dies sind die Grundwerte der politischen Erneuerung durch den großen Berner — sofern das politische Geschick der Völker irgendwie als ein gemeinsames Vorwärtsgehen im Unbekannten zu betrachten ist. Unablässig wurde Gotthelf von seinem metaphysisch-sozialen Sinn getrieben, niemals aber in die Richtung blutleerer theoretischer Hoffnung. Alles in ihm drängte zu der organischen Macht des Wachstums, der er vertraute. Im Schaffen, Wagen, Erdulden ging es um eins für ihn: um das Echtbleiben, das Gütigbleiben, gütig wie die höhere Macht, der man dient, zugleich aber um das unvermischbar und rein Bleiben, bereit zum Kampf, wenn es um ein Gut geht, dem man Treue halten muß.

Die Richtung, die Überliefertes lösen und an Stelle des Geheimnisses allzu leichte Einsicht setzen wollte: hier traf sie auf einen Willen, der unbestechlich blieb. Das Wort hatte keine Macht über Gotthelf; dem schlagenden Beweise traten in ihm Ahnung und uralte Erfahrung entgegen; der Verstand blieb ihm ein Werkzeug zu begrenztem, treuem Dienst.

Vielleicht klingt nirgends reiner das Wesen von dem, was der Dichter in allem anstrebt, als in jener wahrhaft erhabenen Schilderung, wo Käthi die Großmutter mit dem Enkelkinde betend das Gewitter vorübergehen läßt, das ihre Felder zerstört. Hier ist die innere Würde über alle Zwischenfälle des Lebens souverän.

Jeder Aufstieg, jedes tapfere Verharren, ja der Sturz und das Elend werden durch die Würde verklärt; würdelos ist kein Zug von Gotthelfs Dichtung, selbst nicht in den „Drei Mädchen, die im Branntwein umkamen", der Erzählung, die in die letzte und düsterste Verlassenheit führt und dennoch würdig bleibt, da es immer und in allem um eine menschliche Seele geht.

Bei Käthi aber verklärt die seelische Kraft alles Geschehen. Kraft des Vertrauens und der Echtheit stellt sie außerhalb von jener Betrachtungsweise, die irgend etwas von ihrem schweren Leben hinwegnehmen möchte. Und so wie diese einsame Gestalt einer Greisin, so wird jede einzelne Figur, jede Gemeinschaft auf die Echtheit, d. h. eben auf ihre eigentliche Würde, geprüft. Bisweilen kann der Landstreicher bestehen, der Sozialethiker fad, verworfen und gewichtlos erscheinen, dabei aber liegt dem Dichter nichts ferner als die romantische Hinneigung zu dem Schwachen, Gefallenen: der Tapfere hat den Preis,

ja, der Geordnete. Wie deutlich tritt dies vor Augen in Büchern wie „Jakobs des Handwerksgesellen Wanderungen in der Schweiz", oder in Gestalten wie Hunghans und Ankenbenz, wo das von dem Dichter unerbittlich erkannte Unechte, Wurzellose, Gemachte sich abhebt vom Grund des Unvermischbaren, das besteht wie die Edelmetalle.

Und unter diesem selben Gesetz steht das Volk.

Die Unwahrheit jener Ideologien, die vor jedem wirklichen Ereignis zusammenbrechen, die Begeisterung der Mitläufer solcher Bewegungen, wird hier vor einem Individualismus zu schanden, der seinesgleichen nicht hat. Vor allem nicht unter jener am Pessimismus des neunzehnten Jahrhunderts gewordenen Richtung, welche die Selbstherrlichkeit des ausgenommenen Einzelnen preist, womit sie zum hinfälligsten Widerpart gleichmachender Verflachung wird. Nein, Gotthelfs Glauben an den Einzelnen, an die Einzelheit und an das Besondere, Gotthelfs Partikularismus, seine Abneigung gegen Zentralisation, das ist die ersprießliche Grundrichtung der deutschen Stämme zum Formenreichtum und zum Auswachsen jedes Besonderen als Bereicherung des Gemeinsamen. Und dies ist das Zeichen Jeremias Gotthelfs, gesetzt zwischen die Theorie des Westens und jene Uniformität des Ostens, aus der das Individuum meteorhaft sich emporreißt: eine wirklichkeitsnahe, von Fall zu Fall mit nicht endender Geduld treu gewahrte Unabhängigkeit des Urteils, eine Haltung, die stets den innern Wert, die Gerechtigkeit der Einrichtung, der Klasse und des Einzelnen vor jede Ungerechtigkeit — selbst der erhabensten Idee — zu stellen weiß. All dies ohne die Gefahr der Skurrilität und kleinlichen Beschränkung, denn alles in Gotthelfs Wesen steht unter der Unendlichkeit eines Gottes für Männer und Helden.

Gotthelf war kein Politiker, er war ein Stück jener Naturkraft, die das Volksleben durchströmt, und als solche umfaßte er all jene Vorgänge, deren eine Funktion auch das politische Leben ist.

Er hat, wenn er polemisch den einzelnen Vorgang angreifen wollte, wohl oft diesen Vorgang gefehlt, hat dabei aber unvergängliche Grundformen des öffentlichen Lebens geschaffen; er hat mit festem Willen jede Bemühung bis zur großen kollektiven Bemühung im Völkerleben geistig richten, mit geistigem Ziel und Trost versehen wollen; endlich hat er jenen hohen Typus des Konservativen dargestellt, der jenseits von aller Macht- und Privilegienpolitik das Organische sucht anstelle des Konstruktiven, dem eigentlich tiefen Willen des Volksgeistes folgend, dem Geheiß, das keiner so deutlich vernimmt als der in der Nation verwurzelte Dichter.

Plato sagt in seiner Polis von dem göttlichen, freudebringenden Poeten: „Wir würden ihm bedeuten, daß niemand seinesgleichen in unserer Mitte ist, noch auch sein darf, und wir würden ihn weiterziehen heißen nach einer anderen Stadt . . ., der Nützlichkeit halber aber würden wir uns mit einem strengern und weniger anmutigen Meister begnügen."

Gotthelf fehlte zwar die Anmut nicht; als höhere Sehnsucht erhebt sie sich bisweilen über den Tumult seiner Werke mit der Stille des im Gemüt geläuterten Fühlens. Als Ingenium aber, das die schwere Aufgabe erfüllt hat, sich der Gemeinschaft einzuordnen, gehört er dem Wesen beider Dichter an, von denen Plato spricht, dem Wesen des freudebringenden, auf den er glaubt verzichten zu müssen, und dem Wesen des andern, den er sich zu wahren bestrebt.

Hundert Jahre später.

Von **Justus.**

Die hochinteressanten Aufschlüsse E. Hermann Müllers in den letzten Nummern der Monatshefte über die Greuel von Wildensbuch waren kulturhistorisch und medizingeschichtlich äußerst verdienstvoll. Es würde aber ihren inneren Wert schwächen, wenn sie zu der Ansicht verleiten würden, was sich vor hundert Jahren in Wildensbuch zutrug, sei in unserer aufgeklärten Zeit ausgeschlossen. Um einer solchen Urteilsbildung, der unser Selbstbewußtsein, ich möchte fast sagen unser psychisches Selbstschutzbedürfnis entgegenkommt, vorsorglich zu begegnen, referiere ich kurz über einen Vorgang aus der Nachkriegszeit, der zwar nicht im Blut verendete, aber in der psychischen Disposition den Wildensbucher Greueln nahe verwandt war. Daß das, was ich davon zu melden weiß, dem wirklichen Leben entnommen ist, mag schon dadurch angedeutet sein, wie ich meine Mitteilungen wider meine Gewohnheit mit einem Pseudonym zeichne, um nicht durch Nennung meines Namens die Akteure der Geschichte dem Erkennen preiszugeben.

Diese leben nämlich in der Hauptsache noch: Es sind ein rechtschaffener Mann A, der auch heute noch eine verantwortungsvolle Vertrauensstelle bekleidet, und Mitglied der Kirchenpflege und Schulpflege seiner Wohngemeinde ist; seine geistig etwas exaltierte Frau; der rustiköse Untergebene B jenes Mannes A.

Diese drei lebten und arbeiteten in einer stattlichen Ortschaft des offenen schweizerischen Mittellandes jahrelang im guten Einvernehmen mit- und nebeneinander. Nichts schien das Verhältnis trüben zu können. Da erkrankte plötzlich der Sohn des Ehepaares A in seinem zwölften Lebensjahre unter Erscheinungen, die keiner der herbeigerufenen Landärzte zu deuten vermochte; vermutlich an Blutzersetzung infolge eines hereditären Organfehlers. Der Knabe starb gerade an seinem dreizehnten Geburtstage. Die Eltern trösteten sich schließlich an den noch lebenden drei jüngeren Töchtern über den grausamen Verlust des einzigen Sohnes hinweg.

Das zweite Kind, das älteste Töchterchen, kam in sein zwölftes Jahr. Auch es fing auf unerwartete Weise an zu kränkeln. Ohne daß die Ärzte sich bei einer bestimmten Diagnose fanden, serbelte es seinem